

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES
MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK
IN VIER TEILEN

Erster Band

Erster und zweiter Teil

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

DAS VERSIEGEN DER WISSENSCHAFTEN UND DER URSPRUNG DER SPRACHE

I.

Die geistige Tätigkeit der europäischen Menschheit stockt. Ob die schottischen Arbeiter Home rule für Schottland proklamieren, ob die Völkischen Wodan restaurieren, ob die Franzosen das linke Rheinufer reklamieren – überall wird geistig rückwärts gelebt¹.

Das engere Gebiet der Wissenschaft ist noch offener einer Vertrocknung und Verödung ausgesetzt – etwa dem Zustande am Ende des 18. Jahrhunderts vor dem Aufbruch der Romantik vergleichbar. Man nehme die letzten Werke dreier Koryphäen der Altertumswissenschaft – einer Wissenschaft, die doch immer ihre besondere beispielhafte Bedeutung hat – von Eduard Schwartz den Thukydides, von Wilamowitz den Plato, von Eduard Meyer die Entstehung des Christentums – welch ein

¹ In der geistigen Bewegung der Gegenwart fällt auf, daß die Mobilisierung des Geistes nach zwei Richtungen hin versucht wird: einmal zum Abbau des alten Weltbildes, der von verschiedenen Gebieten her in Angriff genommen ist und stetig sich vollzieht, zugleich aber machen sich Bestrebungen geltend, durch neue Organisation des Wissens und der Bildung die lange Entfremdung von Volk und Geist zu überbrücken und unmittelbar ins Leben hineinzuwirken. In der vorliegenden sehr bemerkenswerten Abhandlung sehen wir einen solchen doppelten Versuch von der positiv religiösen Seite her, neue Wissenschaft praktisch zu machen.

Der Herausgeber

(Efraim Frisch) im Neuen Merkur, Juli 1925, Band 8, Nr. 10

Absichtlich habe ich ein 1960 geschriebenes Kapitel zum Versiegen der Wissenschaften durch diesen Essay ersetzt, damit es klar werde, daß unser Werk einer Zeitebene von mindestens einem halben Jahrhundert angehört.

Rückfall in Barbarei. Oder man nehme die letzten soziologischen Systeme – welcher Mangel an Sachen, Tatsachen, Bildern, Anschauungen gegenüber der Kraft eines Mohl, Riehl, Lorenz v. Stein! Man blättere in den letzten Darstellungen der deutschen Geschichte: Haller, Schäfer (Wilhelm und Dietrich) oder Below – welche Farblosigkeit; nur in Substantiven wird uns die Geschichte in die Ohren gehämmert und um die Ohren geschlagen. Sie ist nicht Geschehen, Strom, Leben, sondern Stück für Stück wird sie hervorgezerrt, etwas Starr-Unbegreifliches, Sinnlos-Verunglücktes. Ohne Seele ist sie nicht einmal tragisch. In der »an sich« lebennächsten Wissenschaft, der Nationalökonomie, ist die Ebbe oft besprochen.

Der Eindruck des Versiegens vollendet sich angesichts der Selbstbiographien, die jetzt gesammelt nach Fächern erscheinen. Denn er wird durch die Reflexion darüber, daß man keine Biographie im geistigen Sinn hat, noch unterstrichen. Man hat es dort gleichsam schwarz auf weiß und aus der Wissenschaft eigenem Munde. Zeiten solchen Versiegens des geistigen Stroms hat es schon vielfach gegeben. Gern klagt man dann die einzelnen Geistesgebiete an, die Dichter oder Denker oder Politiker. Man hat nie etwas damit gebessert. Sie können nichts dafür. Sie alle leiten den Strom des Geistes nur weiter. Sie sitzen nicht an der Quelle; sie sind bloße Unterlieger, die das Wasser auf ihre Mühlen leiten. Wenn zu wenig Wasser herabkommt, stehen ihre Mühlen still oder haben nicht den nötigen Druck, um echtes Korn zu mahlen. Man kann beklagen, daß die Mühlen dann nicht stille gelegt werden, sondern die Müller erst recht eifrig den Schein aufrecht erhalten, daß mehr als das Klappern der Räder zu ihrem Handwerk gehöre. Aber daß man gerade jetzt die Wissenschaft übergründet mit lauter neuen Fächern, ist doch eine verzeihliche Schwäche. Jedermann hält seinen Betrieb und Apparat auch in Notzeiten gern so lang es nur eben geht in Gang. Die Hauptsorge muß doch sein, weshalb die Bäche versiegen, auf die all unsere Geistesmühlen angewiesen sind.

Das Versiegen der Wissenschaft, des europäischen Geistes, hat

seinen Ursprung eben dort, wo auch die Kraft und die Fruchtbarkeit von Wissenschaft und Geist entspringt.

Das allgemein zugestandene Versiegen bietet Gelegenheit, dort hin an die verödete Ursprungsstelle gefahrlos vorzudringen. Wenn etwas ausgeht, versiegt und versagt, wird man ja hellhörig und hellsichtig.

Um des Versiegens der Wissenschaft willen fragen wir nach dem Ursprung des Geistes, nach dem Ursprung der Sprachquelle, der unser Leben durchwässert, ohne den wir verschmachten. Wir werden dabei von einigen großen Erscheinungen ausgehen, die das Versiegen anzeigen und symptomatisch verkörpern.

Als Darwins Entstehung der Arten ins Deutsche übersetzt werden sollte, machte die Wahl des deutschen Titels Schwierigkeiten. Das englische Wort »origine« schien besser mit Ursprung als mit Entstehung übersetzt zu werden, wie man ja auch Taines »Origines de la France contemporaine« mit »Ursprünge des modernen Frankreich« übersetzt hat. Daß man bei Darwins Buch sich dann für das geruhige, dem Wort Entwicklung näher anliegende »Entstehung« entschieden hat, das war zugleich Mittel und Anzeichen dafür, welch gewaltige Bedeutung das Buch für uns gewinnen würde, viel größere als in England. Bei uns nämlich geriet es nun ohne weiteres in den Strom der allgemeinen Entwicklungsmanie hinein, von der das theoretisch geschichtlichste aller Jahrhunderte, das neunzehnte, ergriffen war. Darwins »Entstehungsgeschichte« trat neben viele ähnliche; dazu gesellten sich dann die beliebten »Grundlagen« aller Art, vor allem »des neunzehnten Jahrhunderts«, sie alle als Verfechter des Entwicklungsgedankens. Damit schien der Automat des allmählichen Fortschritts der Weltgeschichte gesichert.

Das Wort »Ursprung« verschließt sich solcher Weltbetrachtung. Es setzt einen plötzlichen Eintritt, einen Sprung, voraus. Wir denken dabei heute wohl am liebsten an das Aufspringen einer Quelle, also an ein Ereignis, bei dem es zunächst offen bleiben kann, wer eigentlich der Träger des Vollbringens ist, ob die Quelle selbst, oder ein anderes Ding, oder eine höhere Gewalt.

Aber das mächtige Überraschen eines plötzlichen und einmal aufspringenden Quells gibt der Frage nach dem Ursprung einen kräftigeren, geheimnisbereiteren Charakter. Und so hat man die Frage nach der »Entstehung« des über die Menschheit ausgegossenen Sprachstromes meist in die Form nach dem *Ursprung* der Sprache gekleidet, weil man die Wichtigkeit dieser Frage fühlte. Ist die Sprache von Gott in einer Art Magie dem Menschengeschlecht eines Tages in die Wiege gelegt worden, oder hat das schlaue Tier, der Mensch, sich die Sprache als Verständigungsmittel ersonnen? Das war die Preisfrage, in die sich die Menschen des 18. Jahrhunderts gern vertieften. Bekannt ist Herders Bearbeitung dieser Aufgabe geworden. Beide Parteien, die Schöpfungstheorie und die Erfindungstheorie, stimmten in einem Punkte überein: die vormalis »ursprünglich« Ereignis gewordene Sprache, ob nun ausgedacht oder eingesenkt, sei ein für allemal da. In ihr sei alles gleicher Art, gleich sprach- und geistvoll. Es gab danach also zwar höhere und niedere, poetische und prosaische, natürliche und gekünstelte Sprache; aber das waren doch alles nur Gradunterschiede der einen Sprache. Der Leib des geistigen Lebens schien beiden Parteien so unabnutzbar und brauchbar wie irgendein Mechanismus. Während der Leib des körperlichen Daseins uns Menschen auf Schritt und Tritt vor die unangenehme Entscheidung stellt, ob er mit der oder jener Erscheinung am Leben oder am Sterben sei, schien der Sprachleib unverwüstlich. Weder die Sprache als Gottesgabe noch die Sprache als Werkzeug schien etwas anderes als eine *ein für allemal* gegebene und wirksame Apparatur des Geisteslebens.

Wir, in der Epoche des Dadaismus, des Lallens der Poesie, des Spezialismus, des völlig ungenießbar gewordenen Nebeneinanders von 1001 Fachsprachen in den Wissenschaften, und schließlich des babylonischen Sprachenstreits von 2002 kleinen und kleinsten Nationen treten an die Frage nach dem Ursprung der Sprache mit ganz anderer Besorgnis heran. Es scheint uns, daß da, wo die Sprache entsprang, auch der Grund zu ihrem Verfall gelegt worden sein müsse. Neben dem Ursprung, im Ur-

sprung muß auch der Keim zu einem Zersprung gelegen haben. Was springt, kann auch zu kurz springen; was aufspringt, kann auch niederfallen. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache muß also die Kraft und das Versagen, die Herrlichkeit und die Jämmerlichkeit der Sprache, beides in Betracht ziehen; das ist aber ein Zwiespalt, den die bisherige Sprachphilosophie und ihr parallel die Zweige der Geisteswissenschaft noch niemals ernst genommen haben.

Wenn Krankheit und Tod über die Sprache Gewalt haben, dann ist mit der Auffassung des 18. Jahrhunderts nichts anzufangen, nach der es nur auf den ersten und einmaligen Ursprung der Sprache ankommt. Sondern dann kommt es darauf an, daß der zweifellos nur *einmal* im Vollsinn geschehene Ursprung *auch immerwieder* entspringen kann innerhalb des Sprachverfalls der Zeit. Ein Stückchen echten Ursprungs muß wie die Geburt im leiblichen Stammbaum das Sprachsterben jeweils wettmachen können. Denn die Auffassung, nach der die einmal entsprungene Sprache von Jahrtausend zu Jahrtausend aufgebraucht wird, ist gerade so töricht phantastisch, wie der Optimismus, der den Sprachstrom immer zunehmen und anschwellen läßt. An den Anfang die Vollkommenheit, an das Ende die Ausgezehrtheit zu setzen; oder an den Anfang die Urzelle, an das Ende den Sprachorganismus, das sind beides gleich wertlose Spielereien gegenüber den Tatsachen des Sterbens und Wiederkehrens, die uns umgeben. Diesen Tatsachen müssen wir ins Auge sehen, wollen wir den Blick für den fernen Ursprung schärfen.

Auf drei Gebieten trat uns heute das Versagen der Sprachkräfte entgegen: in der Politik durch den Nationalitätenhader, in der Wissenschaft durch die vielen Hunderte von Einzelwissenschaften, an denen allein seit dem Kriege schätzungsweise über hundert neu entstanden sein wollen, in der Poesie durch das Lallen der Lyriker, den Film der Dramatiker, den Keilschriftenstil der Expressionisten. Die Erkenntnis der Kräfte und der Grenzen, die der bestimmenden Sprache der Politik: der Befehlssprache der Gesetzgebung – die der Sprache der Tatsachen: der Prosa –,

und die der Sprache der Gefühle: der Poesie, innewohnen, ist daher unserem Geschlecht zur Lebensfrage geworden. Aber sie alle sind und bleiben eben nur Teile des Ganzen, und, so mächtig sie alle sich heute entfaltet haben, arme Drittelsfragmente der einen Sprache. Sie stehen in Arbeitsteilung zueinander. Miteinander schaffen sie täglich und verarbeiten sie täglich den Sprachstoff. Aber wo Arbeitsteilung ist, da ist auch schon die Gefahr der Einseitigkeit, der Sünde der Selbstsucht, die leblos macht. Das Wesen des Ganzen vermögen wir also weder am Imperativ des Rechtsgebots, noch am Indikativ des wissenschaftlichen Berichts, noch am Konjunktiv des lyrischen Gedichts zu erkennen.

II.

Wo ist die Kraft und wo ist der Maßstab für das Ganze, wo ist der Urquell, aus dem die verschiedenen Ströme sich abzweigen? Die gewöhnliche Lehre sagt: im Denken, im »Geiste«. Alles Sprechen sei Verkleidung, Einkleidung von Gedanken. Erst denke man, dann spreche man, heißt es. (Obwohl jeder Mensch weiß, daß er selbst es genau umgekehrt macht, dort wo er sich wirklich auftut.) Doch bleiben wir einmal bei diesem Grundsatz stehen. Auch er bedeutet mehr, als es scheint. Jedes Wort kleidet einen Ausdruck unseres Wesens ein. So wie jeder Mensch leiblich bekleidet ist von zahlreichen Gewändern, so sind die Worte die Kleider des Geistes, nie der Geist selber. Wenn wir mit einem unauffällig angezogenen Menschen zusammen sind, so sind wir an dies sein Bekleidetsein und an unser eigenes Bekleidetsein so gewöhnt, daß wir ruhig erzählen: ich habe heute Herrn Müller *gesehen*. Natürlich haben wir ihn nicht oder nur zum kleinsten Teile erblickt. Gesehen haben wir fast nur seine Kleider. Ihn aber haben wir durch seine Kleider hindurch wahr-genommen, d. h. für wahr und wirklich angenommen.

So glauben wir den lebendigen Geist zu »begreifen«, wenn wir eines anderen Worte und Sätze vernehmen; wir hören in der Tat

aber nur Worte, nur Gewänder, nur Kleider des Geistes, durch die er hindurchschimmert.

Wir Menschen sind einander zugänglich nur durch die Sprache. In uns einzelnen aber sondert sich eine Gedankenwelt heraus. Wie verhalten sich Gedanken und Sprache zueinander? Was ergibt sich aus ihrem Verhältnis für die Wahrheit menschlicher Worte überhaupt?

Alles Sprechen geschieht in Bildern, in Gleichnissen, und je mehr wir uns von seinem Bildwerk befreien möchten, um »rein« zu denken, desto unausweichlicher verfallen wir ihm. »Begreifen«, »denken«, »Satz«, »Glaube«, in jedem dieser Worte ist ein Bild abgelagert. Nie sind daher zwei Menschen sicher, daß sie hinter demselben Gleichnis: Gott oder Menschheit oder Welt, dasselbe in ihrem Innern sich denken, sich vorstellen. Ja, das Vorstellen, das Denken sieht sogar bestimmt bei jedem Menschen anders aus; denn es nimmt ja seinen Platz innerhalb eines schicksalsgetrennten Eigenbereiches, innerhalb des individuellen Denkens ein. Nicht zwei Menschen können dasselbe denken. Sie bilden es sich nur ein. Je mehr sie es sich einbilden, desto weiter pflegen sie voneinander entfernt zu sein. Am ehesten verstehen sich noch die Menschen, die eine Ahnung dieses Sachverhaltes haben, die da wissen, daß in Worten »keine Brücke führt von Mensch zu Mensch«, die großen Einsamen.

Nicht dem naiven gläubigen Menschen gilt dieser Nihilismus, wohl aber muß ihn der abstrakte *Denker*, der Philologe, Theologe, Philosoph, kurz das *begriffsgläubige* Individuum, das ja in jedem von uns seit Adam steckt, einmal durchleben. Gegen den Begriff und seine Macht über uns hilft nur radikale Skepsis. Denn der Begriff behauptet ja, an sich, abgesehen vom Hörer und seinem vernehmenden Verständnis, etwas Starres, Verblichenes, »Objektives«, Ding unter Dingen, zu sein. Wie der polytheistische Olymp der Antike aus vielen einzelnen, scharf umrissenen Göttergestalten, so besteht der Begriffshimmel des Denkens aus einer Fülle starrer, einzelner, abgegrenzter (»definierter«) Denkfiguren. Gegenüber diesem Polymythismus der Wissenschaften

gilt es, wie Fritz Mauthner es getan hat, den Begriff als den bloßen Schatten, den Eindruck zu durchschauen, den das lebendige Wort in den Geist des die Worte nachdenkenden Einzelmenschen, des philosophierenden oder rationalisierenden Individuums hineinwirft. Der Begriff, aus Mißtrauen des einzelnen gegen die Worte geboren, muß sich auch unser innigstes Mißtrauen gefallen lassen: Jeder begreift nur seine eigenen Begriffe. Der Begriff ist unvererblich, individuell.

Wir gehen über Mauthner hinaus, wenn wir sagen, der Umstand des Begriffs entsteht um das draußen gehörte oder gelesene Wort, das in den einzelnen eindringt. Dies einzelne Wort, oder genauer der Satz, wird nun im Verstand ausgeschüttet wie ein Sack Frucht beim Müller. Wie die Frucht in der Mühle gemahlen wird, so werden des Satzes Bestandteile ergriffen, bedacht und bezweifelt, zerlegt und geordnet, sie werden Wort für Wort umstanden und bestimmt und definiert und analysiert, sie werden gefüllt mit allem, was ich mir bei ihnen denke, entleert alles dessen, was ich mir nicht bei ihnen denke, bis sie mir zu klaren Begriffen geworden sind. Hernach greift der Mensch, zum Sprechen gezwungen, auf seine Begriffe zurück und versucht sich begreiflich zu machen bei einem anderen. Oft werden Lasten auf der einen Seite eines Fahrstuhls im Erdgeschoß eingeladen und in einem höheren Stockwerk auf der entgegengesetzten Seite ausgeschifft. Ein solches Emporschrauben nun der Worte findet in dem Zwischenraum zwischen Vernehmen auf der einen Seite und Sich-begreiflich-Machen auf der anderen Seite statt. Dies Sublimieren und Destillieren der Worte durch das Begreifen, die der Fahrstuhl des Gehirnes leistet, hat gewißlich Sinn als Zwischenakt, muß aber wie jeder Zwischenakt zum Vorübergehen bestimmt bleiben! Als Denkvorgang von unbegrenzter zeitlicher Erstreckung, als Selbstzweck, wird das Denken sinnlos und wertlos.

Trotzdem neigt der Verstand dazu, sich selbständig zu machen. Er will die Dauer des begrifflichen Schraubengewindes selbst bestimmen, das heißt, dies soll unendlich werden, das Denken

emanzipiert sich aus seiner Mittelstellung. Es will die Worte zeitlebens einkapseln und als Begriffe für sich behalten. Einen Liftboy, der seine Passagiere nicht schnellstens herausläßt aus dem Schacht, würde man bei den Ohren kriegen. So müßte auch beim Verstand verfahren werden. Aber das Gegenteil tritt ein. Gerade die vollkommene Einfachheit des wahren Zwecks aller unserer begrifflichen Erhebung über das Wort hat dem Verstande seinen Abfall erleichtert. Der Zweck des Begriffes ist, um das zu wiederholen, wieder in das lebendig gesprochene Wort zurückverwandelt zu werden. Worte wollen weiter gesagt werden. Wir denken nur deshalb nach über das, was wir hören, damit wir die Verantwortung dafür übernehmen können, es weiterzugeben. Wir klären das trübe Gemisch, das in uns einströmt, damit wir trinkbares Wasser dem Nächsten kredenzen können. Nun hat zwar jedes Ich den Trieb, seinen Verstand zu schärfen, in sich. Dennoch hätte der einzelne Verstand nie dem Rufe des Lebens widerstehen können. Das Denken des einzelnen hätte sich nie als Selbstzweck behaupten können. Aber die Verbindung aller Denkhafteit in allen Denkenden hat hier dem Verstande geholfen. Das vereinigte Denken aller Denkenden schien plötzlich etwas himmelweit vom Einzelverstand Verschiedenes. Dies vermochte sich als solches selbständig zu machen in Gestalt der »Wissenschaft«. Als Wissenschaft, die »jeder« freie Mann betreibt, als »artes liberales«, wurde das Denken anscheinend überindividuell, überlebensgroß. Als »Baum der Erkenntnis« wuchs das Denken erfolgreich aus dem Leben heraus auf eine eigene besondere Ebene der Begriffe ohne Worte. Als Wissenschaft baute sich das Denken den Schacht seiner Begriffsarbeit aus zu dem imponierenden Gebäude der »Schola«, der Akademie. Hier war man nur, weil man dachte, »Cogito ergo sum«. Als Schuleinheit vermochte sich der Schacht des Universitätswissens aufzurecken in unaussprechlich dünne Luftschichten, in wahrhaft schwindelnde Höhen eisiger Lebensferne letzter, sublimster Abstraktion. Also der heidnische, männlich-logische Verstandesmensch, der in uns allen steckt, baut sich in ein riesiges allge-

meines Schulhaus hinein, in dem unberührt vom Wandel der Zeiten seit den ersten Tagen der griechischen Philosophie bis auf den heutigen Tag die Fäden der Begriffe weiter gesponnen worden sind. Das Wesen dieses Denkhäuses reiner Vernunft ist es zu allen Zeiten geblieben, daß sich hier der Verstand selbst seine Begriffe setzt, daß sich die Inhalte der Schule von den äußeren »Veranlassungen« zum Denken radikal loszulösen trachten. Die Denkgemeinschaft des rationalisierenden Jünglings, der in uns allen steckt, sie abstrahiert von aller und jeder zeitlichen Bindung. Sie will für eine falschverstandene Ewigkeit denken, will lieber für jetzt auf die Bewährung des Worts verzichten, als nicht: »für immer« denken zu dürfen, sie sieht in der Sprache wie in der Schrift bloßen Stoff! Der Grieche nennt die Sprachlehre Grammatik nach den Buchstaben und Silben, aus denen die Worte geschrieben werden. Grammatik, von geritzten Zeichen genommen, ist ein Name, der den ganzen Sprechmaterialismus des idealistischen Griechentums enthüllt. Ihm wurde der Begriff zur Wirklichkeit, die Sprache aber »Buchstab« im wörtlichen Sinne. Die Trennung von Form und Inhalt, Geist und Ausdruck, Gedanke und Sprache, Begriff und Wort ist der ewige Mord, den alle Philosophie seit Plato begehen muß.

Fast bis heute hat sich dies Schulhaus der Antike, und zwar sowohl in Gestalt der Scholastik wie des Idealismus erhalten. Der junge Mensch, der ungeschichtliche, wurde immer wieder begieriger Student eines schicksallosen, ungeschichtlichen Begreifens. Heute aber wird den Insassen dieses luftigen Turms in ihrer Isolierung unheimlich. Die Würde des Philosophen, der seit der Ehrung Platons durch Dionys von Syrakus, seit der Begegnung Alexanders des Großen mit Diogenes außer Frage stand, wird heute von einer »unverständigen« Welt bedroht. Der Ort der Philosophie im Volksganzen wird von der Masse bezweifelt.

Wir müssen den Weg nüchtern zurückgehen, auf dem der Verstand zu seinen Ansprüchen als Philosophie und Wissenschaft gekommen war. Der Zusammenschluß der Schule hat das Rutenbündel der schwachen einzelnen Intellekte so stark gemacht, daß

sich das Denken des »transzendentalen Ich« dem Leben gegenüberstellen konnte. Wenn nun die Schulgründung auf falschen Voraussetzungen beruht? Wenn der Intellekt in jedem einzelnen so anders lautiert, daß keine Definition, kein Begriff wirklich fungibel, verkehrsfähig ist? Wenn es keine Gedankenmünze gibt? Wenn jeder mit seinen Begriffen alleinbleibt? Das 19. Jahrhundert hat ja diesen Vereinsamungsprozeß des Begriffs und des Begreifers in lebendigen Gestalten, in Schopenhauer, Kierkegaard, am erschütterndsten in Nietzsche, uns allen vor Augen gestellt. In diesem Jahrhundert zerfällt der Bund des Denkens, den seit Thales von Milet und seit Parmenides alle Philosophen eingegangen waren. Denkend ist der einzelne konkrete Mensch allein. Es gibt keine reine Gedankenüberlieferung. Die Voraussetzung aller Schulphilosophie vom Verkehr der Denker durch Begriffe ist ein Wahn. Das transzendente Ich hat sich nie durch Begriffe verständigt, sondern *trotz seiner Begriffe* durch die Liebeskraft der Denkgemeinschaft, die auf Mitteilung drängte. Der Idealismus hat von der Autorität über die Schüler, von der Liebe der Studenten zu ihren Lehrern gelebt, nicht von der Kraft des Denkens. Ohne Kraftabgabe, Kraftmitteilung bleibt das Wort Begriff. Begriffe aber gehören nur dem, der sie denkt, dem Individuum. Gerade der Begriff, den der Philosoph für allgemeingültig hält, gilt nur im einsamen, einzelnen bruderlosen Ich der Philosophie, diesem Ich, das so abgesondert von aller ausprechlichen Welt ist, daß es mit diesem Schaudernamen »das Ich« belegt werden mußte, mit einem Namen, gegen den sich alles Sprachgefühl aufbäumt, und der macht, daß Bauern, Frauen, Kinder, Arbeiter, Dichter ohne dies »Ich« selig werden müssen, weil sie es zeitlebens nie »begreifen« werden.

Zum Gelten des Begriffs gehört vielmehr noch ein zweiter Vorgang hinter dem des Denkens. Um zu gelten, muß der Begriff in den Kraftmitteiler, in das Wort zurückverwandelt werden. Nur das Geld gilt, das im Verkehr genommen wird. So ist ein Risiko bei aller Münzausgabe dabei, das Risiko, ob das Geld auch genommen wird; ob unser Begriff in Gestalt unserer Worte

sich Geltung verschaffen könne, das ist die Frage. Nur dort ist noch eine Sprache. Zwischen Unternehmer und Arbeiter ist zum Beispiel keine Sprache mehr.

Das Zeitalter des Historismus hat die Sprachen für etwas dauernd Vorhandenes angesehen, es hat sie erforscht, von Jakob Grimm bis Wilhelm Wundt hat man die Sprache als ein verbrieftes Eigentum angesehen, statt für ihr Leben zu zittern. Und doch hat schon Hamann, Herders großer Bruder, das Zittern verspürt um das Dasein, das nackte Da-sein und ewige Leben der Sprache überhaupt. Heute begreifen wir seinen gewaltigen Ausspruch, heute, wo die babylonische Sprachenverwirrung Völker, Klassen, Berufe, Geschlechter taub und blind gemacht hat: »Vernunft ist Sprache, Logos. An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode darüber nagen. *Wer nicht in die Gebärmutter der Sprache eingeht, welche die Gottesgebälerin der Vernunft ist, ist nicht geschickt zur Geistestaupe einer Kirchen- und Staats-reformation.*«

Menschliches Sprechen bleibt lügenhaft, können wir formulieren, soweit Abstraktes-Gedachtes und Gehörtes-Konkretes in der Aussprache unausgesöhnt, ohne von der ursprünglichen Liebeskraft, die den Sprechenden zum Hörenden trägt, verwandelt zu sein, weitergegeben zu werden pflegt. Der Logos der weltlichen Philosophie ist darum immer – und natürlich auch *nur* darum – objektiv genommen: Lügengeist, weil er bloß einen Teil der Sprachgewalt, den abstrahierenden, auf Gehörtes, Konkretes, anzuwenden beabsichtigt. Konkret und Abstrakt bedürfen des Vorgangs der *communicatio* als des dritten und sinngebenden Elements im geistigen Prozeß. Der Primat der »Gemeinde« über die Forschung, die Präexistenz des Sprechers vor dem Denker im geistigen Menschen, sind demgegenüber überall in Kraft zu setzen.

III.

Die neue Vorstellung vom Wesen der Sprache kann ganz unmittelbar fruchtbar werden.

Es gibt eine Stelle im Johannes-Evangelium, an der die Einheit der erhabensten Gedankenworte und des einfältigen Gutwettergespräches wunderbar hervorgekehrt wird. Gerade deshalb hat sie dem ganzen philosophischen Jahrhundert Ärgernis gegeben. Es gibt wohl keinen liberalen protestantischen Theologen, dessen Bibelkritik sich nicht an ihr versucht hätte. Denn Philologen und Philosophen müssen sich an ihr ärgern.

In den Abschiedsreden des Herrn an seine Jünger, Johannes Kapitel 14, ist soeben die letzte Wahrheit über ihn selbst den Jüngern eröffnet worden. Dann folgt – (hier von mir gesperrt und in eigene Zeile gestellt) – der inkriminierte Satz, und unmittelbar schließt sich das erhabene Gleichnis vom Weinstock an: *»Und nun sage ich es euch, bevor es geschieht, damit ihr, wenn es geschieht, Glauben habt. Nicht mehr viel werde ich zu euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt, und an mir hat er kein Recht. Aber die Welt soll erkennen, daß ich den Vater liebe und daß, so wie der Vater mir seinen Befehl gegeben hat, ich handle.*

Steht auf, wir wollen fortgehen.

Ich bin der wahre Weinstock; und mein Vater ist der Gärtner...« So spricht niemals ein Philosoph, ein Denker. Die Philologen haben ganz recht, im System der »Theologie« ist für eine solche Wortfolge kein Platz. Aber Johannes ist kein Theologe, sondern er will die Sprache des Menschensohnes aufzeichnen; er ist Evangelist. – Der Menschensohn aber erniedert sich in jedem Augenblick auf die natürliche Ebene des täglichen Lebenswortes. Seine ewigen Worte wachsen nur aus dem alltäglichen Grunde einer irdischen Situation: »Steht auf, wir wollen fortgehen«. Der Geist mündet in die Quelle, aus der er aufsteigt, um derentwillen er selbst geschaffen ist, in die Sprache des Umgangs der

Menschen untereinander. Hier diese Jünger aus Fleisch und Blut, mit Eigennamen und Vatersnamen, sind angeredet. Sie erhalten keine Vorlesung geboten wie im Hörsaal der Schule. Das erhabenste Wort ist ebenso wirklich gesprochen aus der Not des Augenblicks, wie die sozusagen lebenstechnische Aufforderung: »Steht auf, wir wollen fortgehen«. Jesus spricht *Verschiedenes*. Denn er spricht nicht, um »Wahrheiten« zu verkünden, sondern weil die Jünger ihm in *jeder* Hinsicht folgen möchten. Wir können nur sprechen, wo man uns folgen will. Und aus der Bewährung der *einen* Hilfhypothese, die sich ja unmittelbar an dem wirklichen Aufstehen der Jünger bewährt, deren Verständnis die nächste Minute durch ihr Fortgehen evident macht, wächst die Hoffnung, daß auch die *andern* Worte, mögen sie noch so hoch hinaufreichen, mögen sie Jahrtausende statt Minuten zu ihrem vollen Verständnis brauchen, daß auch sie im Grunde des Lebens wurzeln und so einst an ihrem Tage völlig gehört, völlig begriffen werden können. Die Demut der Sprache des wahren Gottessohnes verkörpert sich in diesem plötzlichen Einschub. Es ist kein Einschub des Abschreibers oder später Korruption, es ist der Einschub, den das Leben selbst noch im höchsten Flug der Gedanken braucht, damit der Geist bei Sinnen, damit der Mensch bei sich und in der Welt bleibe. Johannes zeigt an diesem Beispiel, daß sein Herr niemals ein »Lehrer« oder »Denker« war, daß er allzeit auf Erden gewandelt ist in der direkten Rede der Erdenkinder. Jesus hat nichts Abstraktes lehren wollen, keine »Sätze«, sondern er hat uns leben gelehrt, und hier lernen wir die gesunde Art, unsere Vernunft zu gebrauchen. Denn es ist das Schwerste, das gesunde, unstarre Leben des Geistes zu leben.

So ist diese so winzige, so belanglose Stelle und ihr tragikomisches Schicksal bei der liberalen Bibelkritik eine wunderbare Bestätigung zu unserer These, daß die Sprache uns täglich neu schafft und sich täglich neu bewährt. Die Sprache überfällt den ganzen wurzelnden, fühlenden, liebenden, denkenden und schaffenden und aus allen diesen Quellen herausprechenden Menschen.

IV.

Wir schwatzen, plappern, reden, soweit wir Kinder sind, aber auch als Gesellschaftswesen, Amtsträger, Funktionäre der sozialen Ordnungen auf unteren abgeleiteten, abgeblaßten Ebenen der Sprache. Dort wechseln wir die abgegriffene Münze der Sprache aus zweiter und dritter und vierter Hand. Dort sind wir gehorsam dem gesetzlichen Leben des Naturguts Sprache. Hingegen wo die Seele vom Geist erweckt, die Hüllen und Fesseln der irdischen Gefängnisse sprengt, wo sie nur Seele, gottgeliebte Seele sein darf, da begeistert sie sich zur vollen Kraft der Ursprache, die jedes Ding beim rechten Namen nennt, die Menschen und Ereignisse tauft und prägt durch das Siegel der bildhaft kräftigen Benennung¹. Gott will, daß wir die Dinge der Schöpfung nennen, damit wir sie bei ihrem Namen rufen, so wie er Adam bei seinem Namen gerufen hat und uns ruft. Der Mensch als Schaffender, der Liebe mit Liebe vergilt, tritt in sein Recht.

So bricht also dann, wenn die Seele rein und unverhüllt in Gottes Namen und um Gottes Willen aus den irdischen Kleidern der Konvention heraustritt und zu sprechen wagt, der Urquell der Sprache auf, aus der alle Sprachen auf Erden abgeleitet fließen. Diese Erkenntnisse nun bedeuten nicht weniger, als daß nicht nur das philosophische Ich, sondern auch der lyrische Subjektivismus des Künstlers unmöglich wird. Der Kult von Kunst und von Wissenschaft hört auf. Nicht die private Seele eines »genialen« Einzelmenschen glüht auf, wenn in begeisterter Wahrsagung und Liebessprache neue Bilder und Formen Wort werden. Sondern eine Seele kehrt dann zu Gott heim und findet die Sprache wieder, die immer und ewig von ihm in uns angelegt

¹ Alles hier Vorgetragene kann auf eine respektable Genealogie von Hamann über die verschollene Hälfte Herders und Goethes zu J. J. Wagner, Kierkegaard, Nietzsche, Cohen, Rosenzweig, Ebner, zurückblicken. Die herrschenden Schulen aber drehen nach wie vor das Verhältnis um und treiben allenfalls »Sprachpsychologie«.

ist. Es ist immer dasselbe, was er der Seele gebietet. Wir sind nicht Schöpfer der Welt, wir können keine Ameise schaffen. Aber wir sind die Schöpfer der Sprache. Durch den Geistesbund der Sprache werden wir zu Ebenbildern des Schöpfers. »Wir« erschaffen seine Welt zum zweitenmal als ihre Reiniger, Erneuerer, Verwalter. In allen Zungen erklingt immer nur ein Name und die Menschen rufen einander um seinetwillen mit Namen, und um seinetwillen bestimmen sie die Namen der Tiere, Pflanzen und Gegenstände auf der Erde, der Kreatur, die hanget und banget, damit sie durch Vermittlung des Menschen in die göttliche Weltordnung zurückfinde¹. Nur dadurch, daß wir *Zweitschöpfer* sind, empfängt aber auch unser Schaffen seinen Sinn! Die ohne uns geschaffene Welt und das Schaffen von uns Geschöpfen sind also aufeinander angewiesen. Wenn der Geist nicht durch uns hindurchwirkt, fällt Weltnatur und Menschennatur beides ins Nichts. Durch uns hindurch wird die Schöpfung weiter und fertig geschaffen, aber nur dann ist das möglich, wenn Ein Geist sie und uns durchwaltet.

Mit Hilfe dieses Gebots der geistigen Liebe, das in uns gelegt ist, überwinden unsere Seelen täglich die Trägheit, die Verzagtheit und die Scham und Verstocktheit und brechen immer wieder durch in die Kraft, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wenn wir sprechen, sind wir eben nicht allein oder einzeln, sondern wiederholen nur, was ein für allemal dem Menschengeschlecht als einer Einheit anvertraut ist. Gott spricht mit der einzelnen Seele um so mehr, je mehr sie nur als Blüte am Stamm seiner Menschheit ihm zuhört und antwortet.

¹ Vergleiche auch die grandiose Auslegung von Goethes Diwan in dieser Richtung bei Christian Florens Rang »Goethes selige Sehnsucht«. Neue Deutsche Beiträge, 1923.

V.

Der Leser soll sich aber nicht etwa an einen einzigen mystischen Punkt hoch oben im Gebirge, wo der Quell aufspringt, festgebannt glauben. Hier ist nichts Mystisches gemeint. Wir sind Wanderer in allen Höhen und Tiefen des Lebens, auch in der Ebene. Überall begegnet und grüßt uns die Sprache als etwas Alltägliches und Allvertrautes. Wie uns der Geist bei unserem Namen in der Einsamkeit der erhöhten Seele anruft, so entläßt er uns auch in die Sprache des Alltags, in die Geschäfte des Markts, in unser Volk, in unsern Staat, in unsern Beruf. Und nicht umsonst stehen die beiden Gebote untrennbar nebeneinander: Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. *Der göttliche Ursprung der Sprache muß sich an seinen Früchten erkennen lassen.* Die Sprache darf nicht nur Geheimnis bleiben. Sondern (wie Jakob Grimm es unübertrefflich ausgedrückt hat), die Sprache hat dasselbe Doppelgesetz wie die Liebe: »Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis«. Eine Liebe ohne Geheimnis – die schamlose – ist wertlos. Eine Liebe ohne offenes Herauswirken und Wachsen ist kraftlos.

Wir müssen also zurückkehren in die Welt, und hier muß sich bewähren, daß wir die persönliche und vollkommene Sprache vernommen haben, vor deren »Einem geheimen Wort das ganze verkehrte Wesen *fortfliegt*« (Novalis); wir müssen um die Durchsetzung des Urworts in der Welt unter den Menschen kämpfen, auch auf die Gefahr, dabei zu straucheln, und die Worte herabsinken zu lassen ins bloß Technische, bloß Mechanische. Und wir müssen die Opfer der *Selbstbeschränkung* bringen, durch die uns eine solche Bekenntniskraft allein im Leben verbleiben kann. Damit münden wir aber bei dem Anfang unserer Darlegungen wieder ein. Dort hatten wir ja die drei großen Sprachteile des Imperativs, des Indikativs und des Konjunktivs, des Befehlens, Sagens und Singens vorweg ermittelt. Uns fehlte nur die Einheit zwischen Politik, Wissenschaft und Kunst, die jenseits am Ursprung der Sprache sich erneuern muß.

Begreifen wir nun das Schicksal der drei einzelnen Sprachzweige, das sie ereilen muß, wenn sie sich dieser Rangordnung und diesem Zusammenhang widersetzen? Sie verleugnen damit den Maßstab für ihre Kraft und ihre Grenze; sie werfen damit das Joch ab, unter dem alles Zeitliche allein das richtige Schrittempo behält: das Joch der Ewigkeit. Denn die Bedeutung der drei großen Redeweisen und grammatisch-literarischen Formen: der Rechts- und Sittengebote, der Wissenschaften und der Künste wird jetzt im Angesicht der *Ewigkeit* mit einem Schlage sichtbar: Imperativ, Indikativ und Konjunktiv (auch als Optativ zu bezeichnen) drücken ja nichts als unser Verhältnis zu bestimmten Abteilungen der *Zeitlichkeit* aus. Zuerst das Lied, diese Sprache des reinen Gefühls, »So laßt uns denn in vollen Zügen«, »Wenn ich ein Vöglein wär«, »Vivamus, mea Lesbia, atque amemus«, »O daß ich tausend Zungen hätte«, verklärt die Gegenwart, den Schlag unseres Herzens, der uns eben lebendig durchzuckt. Sie besingt das »Heute ist heut«. So schmückt *die Kunst* den wirklichen uns umgebenden Raum. Wir bemerken also: das Gefühl und der Gefühlston verklären den Augenblick.

Der Indikativ trägt die Erzählung, den Bericht, die Geschichte. Großmutter erzählt, Bücher berichten, Inschriften halten vergangene Großtaten fest. Der typische Gelehrte berichtet auf dem Katheder das, was er oder andere beim Lampenlicht überdacht haben, er improvisiert nicht. Er liest auch noch dann vor, nämlich aus seinem eigenen Erinnern, wenn er äußerlich frei spricht. Alle Lehre ist Erzählung von dem Lebendigen außerhalb des Augenblicks der Belehrung. Alle Wissenschaft ist die Totengräberin des Lebens. Aber gerade das ist die Würde des Indikativs der Prosa. Er verhindert die Wiederkehr dessen, was unsterblich ist. Das Leben braucht die ausdrückliche Bestattung durch unser Wort, damit es gereinigt neu erstehen kann. So ist die Wissenschaft der Bericht vom Tode alles Zeitlichen; des Indikativs die Kraft, mit der wir die Vergangenheit bemeistern, indem wir sie eben durch den Indikativ der Erzählung oder der

wissenschaftlichen Feststellung erst endgültig zur Vergangenheit machen. Die Prosa *bewältigt* das Leben.

Und nun die dritte Form, in der wir die Zeit *beschwören* durch die Kraft unserer Rede: die Form des Befehls. »Du sollst nicht töten«. »Ehre Vater und Mutter.« »Mir nach!« Die äußere Form des hier wirksamen Sprachnervs »Imperativ« ist in diesen drei Beispielen verschieden. Und doch sind sie alle einer Art als Gebote, die uns in die Zukunft hineingestalten wollen. Die Sprache des Rechts, der Herrschaft, der Politik ist, um mächtig zu werden über die Dinge und Menschen, ein Versuch, die Zukunft hineinzureißen, ist kategorischer Imperativ. Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart werden von Politik, Wissenschaft und Kunst vergeistigt. Nicht nur die Politik ist »Zeitgeist«. *Auch Wissenschaft und Kunst sind Geister eines der drei ewigen Zeiträume!* Alle drei zusammen vergeistigen die Zeitlichkeit.

Es ist also nicht Zufall, daß diese drei Formen die Grammatik des Verbums beherrschen. Denn sie ordnen auch unser Leben in jeder Sekunde, weil sie den Strom der Zeit, auf dem wir fahren, in seine drei Teile, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, auseinanderfalten. Die Vergangenheit bedenken wir (Wissenschaft), die Zukunft bestimmen wir (Gesetzgebung), die Gegenwart verklären wir (Kunst).

Heute haben sich alle diese Mächte verabsolutiert. Keine hört auf die andere; jede muß daher alles können wollen. Der Gelehrte will mit seinen Feststellungen die Zukunft bestimmen, der Künstler will mit seinem Schmuck seine eigene Weltanschauung predigen, der Politiker hat allein den Tag und die zufällig lebende Generation im Auge (er ist der Tageszeitung anheimgefallen), und indem er Gesetze für den Tag macht, hebt er das Wesen des Gesetzes, welches das Ewige für die Zukunft retten will, auf.

Die Krankheit der Sprachen wurzelt also darin, daß sie nicht mehr der Spiegel des Vergänglichen im Lichte des Ewigen zu sein vermögen. Es fehlt der Hintergrund des Geheimnisses, vor dem allein wir Menschen auf der Bühne des Lebens unserer

Tagesreden mächtig werden können. Wo der Sitz der Krankheit ist, da allein kann die Heilung entspringen. Die Menschen wissen heute nicht, was sie reden, »sie sehen nicht, was sie sprechen«. Mit der materialistischen Sprachwissenschaft des abgelaufenen Jahrhunderts halten sie die Sprache für etwas, das man ungestraft als bloßes Werkzeug handhaben kann, ob nun sorglos wie der Mann auf der Bierbank, oder sorgenvoll wie der Oberlehrer im Sprachreinigungsverein. Aber so erfreulich es ist, wenn ich ein Werkzeug poliere, wenn ich Fremdwörter ausmerze und »brauchen« nur mit »zu« verwende, das alles ist noch Sprachmaterialismus; wer die Anknüpfung der Sprachen an den Ruf und die Stimme des Geistes erkennt, für den bleibt die Sprache ein – mehr oder minder kostbares – Gewächs der Erde, ein Strauch, *der von unten nach oben wächst!* Nach dieser Anschauung verzweigt sich die Sprache allerdings, sie erhebt sich zu größeren Feinheiten und Höhen, differenziert sich und treibt als sublimste Blüten, Gebete und Psalmen hervor. Der Baum dieser Sprache wurzelt aber auf dem Erdboden und streckt nur seine feinsten Spitzen in den Himmel. Diesen Wahn hat Mauthner erfolgreich gestört, allerdings mit dieser Auffassung vom Sprachbaum erlosch ihm überhaupt die Kraft, an einen Sprachstammbaum zu glauben.

Wir hingegen dürfen über die Spalte der hundertfünfzig Jahre von Herder bis Mauthner dem Magier Hamann die Hand reichen und der Lehre der Heiligen Schrift: Der Stammbaum der Sprache wächst von oben nach unten, vom Himmel zur Erde.

Die Ursprache besteht also aus des Geistes Befehl an uns und aus unserer Antwort, der Sprache des ihn passiv Empfangenden. Hier bricht die Kraft der Sprache in ihrer Reinheit auf. Hier sind Bild und Gedanken eins, hier überströmen die Worte unmittelbar uns als Träger einer persönlichen Botschaft. Und nur hier ist das so! Nur hier gilt Goethes Wort – aber hier auch ganz –: »Sei das Wort die Braut genannt, Bräutigam der Geist.« Das bräutliche Verhalten der Seele ermöglicht Sprachschöpfung.

Von da aus tritt der Strom der Sprache in ein weniger stürmi-

sches Gefälle: die einmal gesprochenen Worte werden nun als kostbare Geschenke festgehalten und auf Kind und Kindeskind vererbt. Dazu bedarf es der Wissenschaft, der Kinderlehre, die den Schatz systematisch ordnet. Die Logik hat hier ihre gute und nützliche Aufgabe, einen gegebenen Geistesvorrat hinterher zu ordnen. Es bedarf ferner der menschlichen Satzung, die aus dem Schatz das auserwählt, auf das jeder hören muß. Schließlich bedarf es des Spiegelbildes des Geistesworts, der zeitentrückten Dichtkunst; indem diese von sich aus die zu ihrer Stunde aufgebrochenen Geistesworte auf natürliche Weise neu erzeugt. *Indem die Dichter, auch die geistlichen, wie Hölderlin es schön ausgedrückt hat, weltlich sein müssen*, entlasten sie uns arme Sterbliche, die wir es nicht ertragen würden, immer im Brennpunkt der göttlichen Anrede von oben zu verharren. »Am farbigsten Abglanz haben wir das Leben.« Die Dichtkunst spiegelt im Diesseits die Majestät des Jenseits. Man braucht nur an Dantes Gedicht zu denken, um zu erkennen, wie hier der Dichter durch die Darstellung des göttlichen Gerichts auch schon seine Schrecken mildert, während die Apokalypse der Bibel im Gegenteil uns erst in diese Schrecken hineinreißen muß, da sie hier nicht Gedicht sondern Wirklichkeiten bedeuten. Die Dichter sind also die *Sekundanten, nicht die Geistesschöpfer selbst!*

Und von da aus erst nähern wir uns der Sprache des Alltags, des Umgangs. Hier werden die kostbarsten Urbilder der Sprache als Kleingeld verschlissen und verbraucht. Das Plauschen und das Schwatzen auf Gassen und Straßen ist unendliche *Wiederholung*. Die Mundart bewahrt daher das *ältere* Sprachgut auf; z. B. der Schweizer spricht heute noch mittelhochdeutsch. Die echte Schriftsprache (Goethe!) ist persönlich, die Volkssprache ist unpersönlich.

Philosophisch gesehen ist die Sprache wie der Turmbau zu Babel, von unten nach oben aus tausend und aber tausend Einzelsprachen der Stämme, Rassen und Nationen zusammengeschichtet. Und eine babylonische Sprachenverwirrung ist die Folge.

Wird aber die Wahrheit der Seele zugrunde gelegt, so hat diese

Verwirrung ein Ende. Vom Himmel auf die Erde reicht die Jakobsleiter der Sprache, und Engel steigen unablässig auf ihr nieder. Sie legen den Menschen Sein Wort ins Herz. Auf halber Höhe aber bleibt das Wort dem Menschen überlassen. Er nun übersetzt es in zahllose einzelne Sprachen, Formen und Typen, in Wissenschaft und Gesetzgebung und Dichtung. Aber die Sprachen der Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung veröden und zerfallen, wenn die Jakobsleiter in die Wolken verschwindet. Der Gegensatz der beiden Bäume, der von unten nach oben, der von oben nach unten wachsenden, ist der ewige Gegensatz zwischen Unglauben und Glauben. Wenn aber der Glaube sich anschickt, Fragen der Sprachgeschichte, der Sprachausbreitung und des Sprachbaues besser denken zu können als der Unglauben, wird die bisher heidnische Wissenschaft der Sprache sich zu ihm als zu dem fruchtbareren Axiom bekehren müssen. So stehen wir heute an einer Zeitenwende der Sprachwissenschaft.

VI.

Wir wollen aber zum Schlusse noch eine Frage streifen, deren Beantwortung dem Leser vielleicht die Zustimmung erleichtern kann. Denn dabei zeigt sich die Fruchtbarkeit dieser Axiome. Wie sind wir denn in das heutige verkehrte Sprachwesen hineingeraten? Wie kommt es, daß wir, und nun doch als Kinder der Welt von Goethe belehrt, erst heute als weltlich-wissenschaftliche Wahrheit wiederentdecken, was die Lehre der Kirche von jeher war? Weshalb hat man den Vorrang des Sprechens vor dem Denken, des Namens vor dem Begriff so lange übersehen können? Es ist dies nicht einfach böser Wille, Verstocktheit oder Eitelkeit des Gedankens gewesen, sondern hatte dort, von wo es herkommt, seine begreifliche und notwendige Ursache.

Die sogenannte christliche Welt ist ja bis heute nur zum kleinsten Teil mit christlichem Erbe gespeist. Zwei Drittel ihres Geistes stammen aus Hellas und Rom; Kunst, Recht und Wissenschaft, also gerade die große Dreiheit der weltlich-diesseitigen

Sprach- und Geisteskultur sind unsere Schuld an die heidnische *Antike!* Und der Antike hatte nun ein Mißbrauch, eine Volkskrankheit den Anlaß gegeben, daß der Gedanke gegen das Wort, der Begriff gegen den Namen auf den Thron gesetzt worden sind. Wir müssen uns, um das zu begreifen, einen Augenblick in die Geburtsstunde der Philosophie, d. h. der Wissenschaft, zurückversetzen, in die Zeiten des Sokrates und Platons nach Athen. Dort war das gesprochene Wort in den Rednerschulen bis zum Ekel entwertet. Der Sophist hatte die ernste Volksrede zur Rhetorik verdorben. Die Sprache, die längst in anderem Lande der zehn Gebote mächtig geworden war, diente der Belügung, dem akustischen Effekt, dem Ohrenkitzel, der pompösen Frisur und Dekoration. Die Kunst war es, die das Volk der Kunst, die Griechen, zu verderben drohte in ihrem Übergriff auf Politik und die Lehre durch Demagogie und Sophistik. Aber nicht nur als Rhetorik, auch als Mythos wuchs die Fülle der Sprachbilder den Griechen buchstäblich über den Kopf. Der unübersehbare Blumengarten der griechischen Mythologie drohte zu den indischen Wucherpflanzungen einer von Myriaden Gestalten bevölkerten Wortwelt auszuarten. Die Überkraft des Worts ohne Bewährung, in Mythos und Rhetorik vereint, war eine schier maßlose, erstickende.

Das führte zu dem mächtigen Rückschlag, den wir in Thukydides und Sokrates verkörpert sehen. Beide kommen aus der Rhetorik und beide überwinden sie. Beide sind aber von ihr eben durch ihren Kampf auch noch abhängig. Thukydides benutzt seine berühmten Reden (Perikles' Leichenrede!), um die Geschichtswissenschaft zu begründen, indem er das Parteiische der Rhetorik beibehält, aber durch Gegenüberstellung unschädlich macht.

Sokrates hingegen (oder Plato) geht dem Kunstbau des rhetorischen Klingklangs unmittelbar zu Leibe; er seziert diese aufgedonnerten Sätze und Stilblüten, er *zerstört den Sprachleib*; um sein unsterbliches Teil, den Geist der Wahrheit, zu retten. (Es ist ein tragikomisches Schicksal, daß dieser Plato heute von dem Kreis der Leibesanbieter für ihresgleichen gehalten wird.) Des-

halb schaut er hinter den Worten die ewigen, aber auch ewig-abstrakten Ideen¹. Deshalb will er nicht hören, sondern begreifen, nicht seine Sätze hinsetzen, wie der naive Sprecher, sondern die einzelnen Worte dieser Sätze definieren. Platos Haß gegen die Rhetorik hat die Entstehung der Logik und Erkenntnistheorie hervorgetrieben (vgl. auch über das Unwort Grammatik oben S. 664), die »reine«, das heißt die abstrakte, auf Zahl und Maß und Gewicht erpichte Naturwissenschaft. Aus Platos Umwelt stammt unsere Mathematik (s. Eva Sachs, »Die fünf platonischen Körper«, Berlin, 1917). Plato hat auf das Erscheinen jeder neuen mathematischen Schrift mit der gleichen Sehnsucht gewartet, wie Einstein auf die Ergebnisse der englischen Expedition gewartet haben mag. Sie war ihm die Einzeldisziplin, die seine neue Denk- und Geisteslehre erstmals bestätigte! Thukydides und Plato hatten die Wort- und Rede-Verwahrlosung der Polis vor sich und haben daraus die Folgerungen gezogen, indem sie den prostituierten Sprachmantel vollends zerschissen, und auf eine wortüberlegene zweite Sprache der »reinen« Formen drängten. Wo Zahlen und Kritik hinreichen, dort haben sie die unbefangene Erzählung wirklich vernichtet. In den heutigen Bildern der Naturwissenschaft ist ein eingehendes, sprachfreies Zahlengemälde gewonnen, deren abstrakte Notenschrift allerdings vor dem Todfeind Platos, der Rhetorik, unbedingt geschützt ist. Da ist eine Sprache hinter der Sprache, wie sie damit dann auch freilich nur eine abstrakte Natur hinter der, die der Bauer, das Kind, der Dichter sehen, beschreibt und beschreiben kann. Die Sonne geht auf und unter. Alle Naturwissenschaft kann daran nichts ändern. Aber sie zeigt, daß außerdem die Erde auf die Sonne bezogen werden muß. Wir kommen aus einem Zeitalter, das allein auf Kopernikus und sein sprachwidriges Denken das Leben gründen zu können glaubte. Aber es gibt ein Leben, das an dieser Entwertung stirbt, für das

¹ Im einzelnen behandelt die Tragik des Griechentums meine Schrift »Zurück in das Wagnis der Sprache«, Berlin, 1957.

der Sprachleib der eigene Lebenskörper ist, und dies Leben ist heute durch den Sieg des griechischen Idealismus, der griechischen Zahlen und Kritikwissenschaft mitzerstört: das ist das Leben des *Volkes*! Die Vernunft des einzelnen wird durch begriffliche Schulung geläutert. Der Geist eines Volkes bedarf der mündlichen, vertrauenerweckenden Sprache. Das Erbe der Antike hat uns fast gänzlich um das ständige Hineinströmen der begeisterten Sprache des geistig berufenen Menschen in die Volkssprachen betrogen. Der politische Markt bleibt dem Massenredner, dem politischen Bänkelsänger, seitdem der Einfluß der Griechen den Geist des Propheten mehr und mehr in die Gefilde des »reinen« Denkens abrief und hier zu genialen Gelehrten ausprägte.

Wir haben heute nicht zu viel mündliche Rede (im weitesten Sinne des Wortes) sondern zu wenig. Trotzdem lassen wir all die Hilfstheorien und wissenschaftlichen Doktrinen, mit denen die Griechen des 4. Jahrhunderts ihren Auszug aus der Agora in die Hallen der Akademie begründeten, heute noch die Grundlagen unserer Logik, Erkenntnistheorie, Philosophie, ja Psychologie und Wissenschaftsgliederung bilden! Wo ist die unheidnische Sprach- oder Rechts- oder Natur- oder Geschichtswissenschaft? Sie alle haben ihre Grund-Sätze aus platonischer oder aristotelischer, aus sprachfeindlicher griechischer Logik. Wir stehen aber heute unter dem entgegengesetzten Stern als die Griechen. Unsere Not weist uns vom Begriff der Schule zum lebendigen Wort, vom gelehrten Bücherwurm zum glaubwürdigen Sprecher, von der Viel-Wissenschaft des Zufällig-Vergänglichen zu der Verkündigung des Ewig-Notwendigen. Wir müssen heute umziehen aus der Akademie auf die Agora, so schwer uns das – gedanklich-wissenschaftlich noch mehr als praktisch – fallen mag. Den weltlichen Werktag gilt es zu heiligen, durch echte Sprache, nach dem Vorbild der Kirche, die uns die Sprache des ewigen Sonntag vorgesprochen hat. Wir aber brauchen weltliche Volksordnung.

Seit hundert Jahren kämpft Europa diesen Kampf um die Heim-

kehr des verstiegenen weltlichen Geisteslebens in die durch seine Überhebung entseelten Völker. Daß wir nicht übertreiben, mag zum Schluß ein großes Beispiel zeigen, das wir dem Nachdenken unserer Leser herzlich empfehlen. Wenn einer, so hat Goethe das Singen und Sagen der Deutschen um 1800 ausgedrückt, verkörpert, zusammengefaßt. Aber es ist ihm das nicht anders gelungen als in der Form des »Dichters und Denkers«. »Populär«, ein Mann des Volkes ist er, der Kenner der Höhen und Tiefen, bis heute nicht, so wenig, daß er sich mit der Volkheit statt mit seinem Volke im Alter getrösten mußte. Aber er hat gewußt, was diese Trennung von Genius und Volk kostet. Dieser selbe Goethe nämlich, der vor hundert Jahren im Untergang des Heiligen Römischen Reiches den Gehalt des in diesem Reich gesetzlich gebundenen Volkstums im Gefäß seiner Person aufbewahrt hat, berichtet in seiner Lebensgeschichte am Ende des zweiten Teils: *»Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, still für sich lesen ein tauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lebhaft Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden . . . Mich begleiten jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden: mit dem Bedürfnis, mich figürlich und gleichnisweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, beteuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehelter Beruf gewesen.«*

Der lebende, achtzigjährige Olympier, der sich als Sprachkoloß in seinem Haus am Frauenplan als der Nibelungenhort des deutschen Sprachgeistes fühlen konnte, hat die Tragik dieses Zustandes längst nicht so stark betont, wie wir Nachlebenden es können und müssen. Goethe, der Dichter und Denker, verlangt heute unsere Nachfolge hinein in das große Sprachhaus Gottes. Die Welt muß freilich immerdar Welt bleiben. Aber ihre Wissenschaft, ihre Politik, ihre Kunst wird die Geheimnisse der sprachgeistigen Prozesse von dort lernen müssen, wo sie bis heute verwahrt und verwaltet werden, im Leben der Kirche. Auch der Volkskörper muß heute aus dem Geist wiedergeboren werden. Zwischen Skepsis und Mystik taumelt unsere Zeit. Derselbe Mensch ist oft beides in einem. Der Skeptiker spricht: ich glaube nichts. Und eben deshalb wirft er sich dem Gegenpart, dem reinen Gefühl, in die Arme und sinkt mystisch vor allem und jedem in die Knie. *Wir sollen aber weder Gott noch der Vernunft abschwören.* Rationalismus und Mystik sind beide des Teufels. Damit allein bleiben wir dem Ursprung der Sprache treu. Dessen Geheimnis aber ist dies: der Ursprung der Sprache ist im Himmel; ihr Weg aber führt nach unten unter die Menschen, die sie aufnehmen müssen in ihre Herzen und Glieder. Wo aber das Wort nicht mit dem Herzen aufgenommen wird – und diese Verstockung tritt meistens sehr bald ein –, da wird die Sprache bloß als Gehirninstrument mißverstanden und entartet dann zu bloßem Stoff, der dem Gesetz der Schwere unterliegt. Wir hatten eingangs gesagt, der Ursprung der Sprache müsse notwendig mit ihrem Verfall zusammenhängen. Hier ist also dieser Zusammenhang: Das Wort, das nur dem Gehirn, nicht aber dem Herzen einverleibt wird, das *ohne die Person* (siehe oben die Goetheworte!) zu uns kommt, wird damit seiner Ursprungskraft beraubt und fällt nun unter das gemeine Schicksal alles Irdischen: unter die Sterblichkeit; Mißbrauch, Entstellung, Irrtum, Verwerfung sind die Folge. Am Gefäß also, in das der Sprachstrom hineingerät, entscheidet sich sein Geschick. Daher rührt es, daß die Sprache die Wahrheit offenbart und trotzdem

unausgesetzt mißverstanden wird, daß Goethe eine Dornenhecke von Schriften um seine mündliche Natur anlegen muß, daß die Kirche wie ein Fels im Meer die Worte des Glaubens hüten muß. Die Sprache ist nicht schuld daran, sondern wir Menschen, die wir so oft vorziehen, nur das Schaltwerk der Gedanken statt des Glockenspiels des Herzens im Hören und Sprechen mitwirken zu lassen.

Die Wissenschaft, bisher am stolzesten darauf, daß in ihr »ohne die Person« objektiv gedacht wird, findet nirgends mehr ein gläubiges Volk, aus dem ihr Klänge des Herzens zur Verarbeitung im Hirn zuströmen. Die Laien sind alle verwissenschaftlicht und verphilosophiert. Sie haben ihren eigenen Geistesmut, ihre Ursprünglichkeit an den zentralisierten geistigen Apparat von Wissenschaften, Künsten und Presse verloren. Die Weiber vermännern, die Praxis ist theoretisch verblödet. So muß der Geist »naiv«, der Philosoph mütterlich werden!

Die Wissenschaft selbst muß darum heute persönlich werden! Das Versiegen des Geistesstroms, das die gelehrten Mühlen hohl klappern läßt, zwingt die Wissenschaft, den Quellzufluß jetzt – zum erstenmal in der Geschichte des Geistes – selbst zu betreuen: den Quell der Ursprünglichkeit und Uroffenbarung. Wenn das Leben abgeleitet ist, muß das Wissen ursprünglich werden. Nietzsches fröhliche, tapfere Wissenschaft ist das richtig geahnte Programm eines Alters-Zeitraums der Völker, in denen die Wissenschaft ihnen den lebendigen Odem einblasen muß, der von ihnen gewichen ist.

Das ist wirklich Umwertung aller Werte. Die Wissenschaft muß gläubig, empfangend, bräutlich werden, um den Bräutigam Geist zu empfangen. Sie, das Hindernis des Glaubens an das schöpferische Leben, wird nun zu seinem Eckstein. In diesem Augenblick, wo die Theologen vor dem Rationalismus und Agnostizismus kapituliert haben, werden wir Weltkinder gläubig. Uns treibt aber dazu nicht unser privates Seelenheil, sondern unsere berufliche Pflicht: Die wiedergeborene Wissenschaft soll ins Volk hinein mehr und besseres leisten. Sie soll es wiederherstel-

len. Der Ursprung der Sprache liegt heute nicht in Kirchen oder Künsten – er liegt heute in den Feldern der Wissenschaften. Das Denken muß sühnen, was es der Sprache angetan hat, indem es sich selber empfangen lernt, aus aktiv passiv wird. Die Wiedergeburt der Wissenschaft, das ist heute der Ursprung der Sprache.